

REINHARD

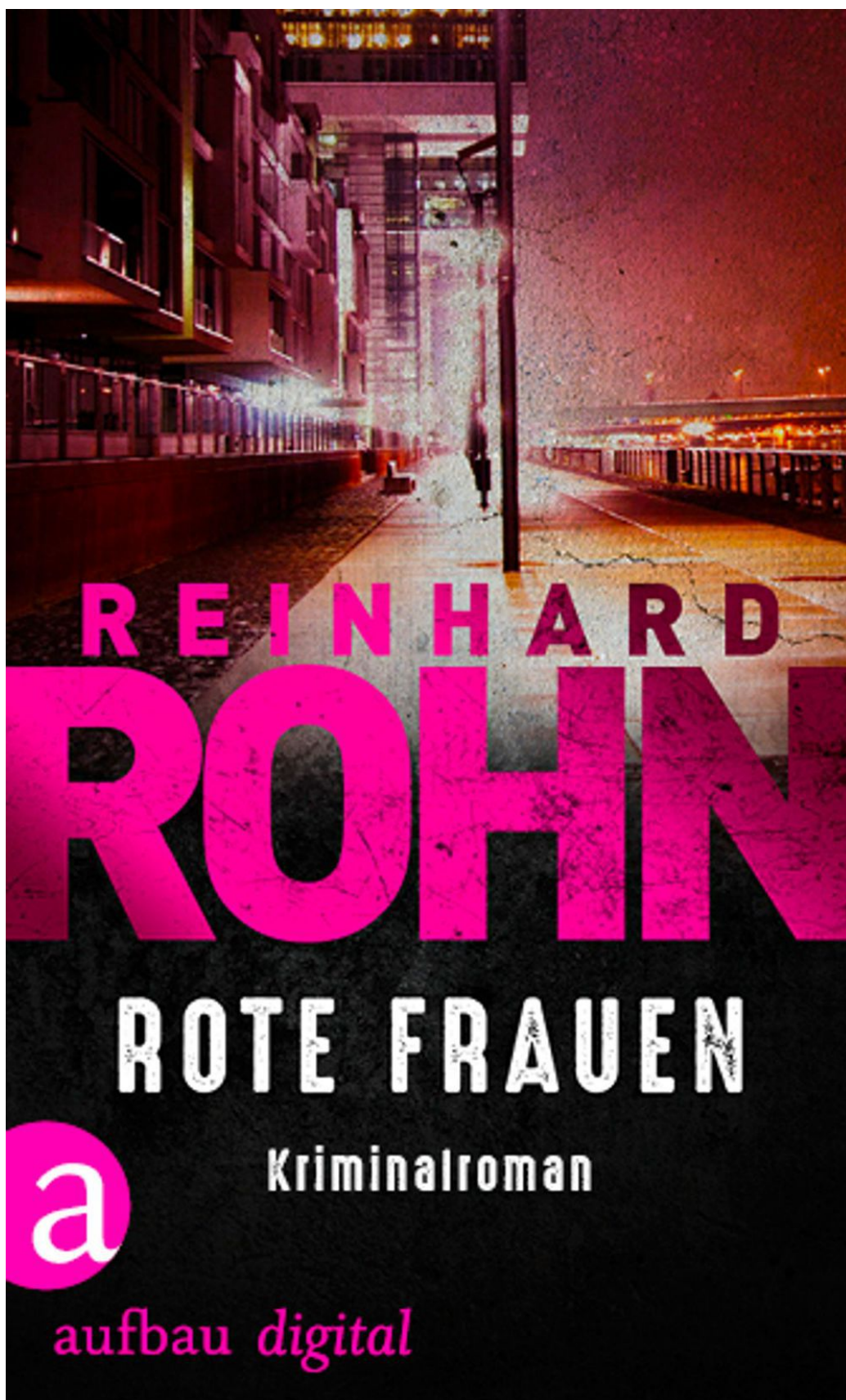
ROHIN

ROTE FRAUEN

Kriminalroman

a

aufbau *digital*



REINHARD

ROHN

ROTE FRAUEN

Kriminalroman



aufbau digital

Über das Buch

Ganz zufällig trifft er sie im Zug nach Köln. Die junge rothaarige Frau, die Michael Bacher an seine verstorbene Jugendliebe Marie erinnert. Vergeblich wartet er von nun an darauf, ihr erneut zu begegnen. Doch es müssen erst sieben lange Jahre vergehen, bevor er sie wiedersieht. Diesmal trägt sie jedoch eine Perücke und hält eine Waffe in der Hand. Michael ist fest entschlossen, sie nicht wieder entwischen zu lassen. Aber als er ihr ins Hotel folgt, ist es zu spät: Die schöne Rothaarige ist ermordet worden. Jetzt muß Michael schnell handeln, denn die Polizei ist hinter ihm her - und nicht nur die ...

Über Reinhard Rohn

Reinhard Rohn wurde 1959 in Osnabrück geboren und ist Schriftsteller, Übersetzer, Lektor und Verlagsleiter. Seit 1999 ist er auch schriftstellerisch tätig und veröffentlichte seinen Debütroman »Rote Frauen«, der ebenfalls bei Aufbau Digital erhältlich ist.

Die Liebe zu seiner Heimatstadt Köln inspirierte ihn zur seiner spannenden Kriminalroman-Reihe über »Matthias Brasch«. Reinhard Rohn lebt in Berlin und Köln und geht in

seiner Freizeit gerne mit seinen beiden Hunden am Rhein spazieren.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>


Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Reinhard Rohn

Rote Frauen

Roman

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Erster Teil

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Zweiter Teil

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Dritter Teil

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Impressum

*Für
Michaela, Jan und Lars*

Handlung und Personen in diesem Roman sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist zufällig. Schauplatz der Handlung ist Köln. Jedoch habe ich mir in kleinen Details der Ortsschilderung ein paar Freiheiten erlaubt.

R. R.

Erster Teil

1

Ich kann den Mond nicht sehen. Das ist das schlimmste, schlimmer noch als die Schlaflosigkeit und das Schweigen. Selbst wenn ich auf den einzigen Stuhl steige und mein Gesicht gegen das Glas presse, so entdecke ich kein Stück des Himmels. Meine Zelle liegt zu weit unten in diesem unförmigen Betonblock, und das vergitterte Fenster weist auf den Gefangenenhof hinaus. Nur wenn ich die Augen schließe und so, mit geschlossenen Augen, den Mond anrufe, kann ich ein sattes blaues Licht erahnen, das eine mondhelle, sternenklare Nacht verrät. Die Nächte im Oktober habe ich stets besonders geliebt. Nirgends im Jahr sieht man mehr Sternschnuppen, und zu keinem Zeitpunkt erzählt ein voller kalter Mond mehr von seinem Geheimnis. Wie kostbar ein Licht ist, sieht man in diesen matt silbrigen Mondnächten, wenn das Universum seine ganze Düsternis auf einen kleinen, unbedeutenden Planeten zu kippen scheint.

Der Mond hat mich schon als Kind getröstet, wenn ich hinter dem Schlachthaus saß und die Schreie der Schweine hörte. Manchmal habe ich mich geschämt, weil ich diese Schweine beobachtet hatte, wie sie fett und nichtsahnend über ihre Wiese liefen. Und da saß ich, hielt mir die Ohren zu und starrte den Mond an. Später bin ich seinem kalten

Licht über leere Felder nachgelaufen. Und dann, wenn er stolz am Horizont stand, habe ich gemeint, er müsse nicht nur sein bläuliches Licht ausstrahlen, sondern auch eine Musik, seine Mondmusik, die wie ein kosmischer Walgesang durch das Universum wehte.

Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, dann müssen wir kurz vor Vollmond stehen.

Seit mehr als vier Wochen sitze ich in dieser mondlosen Zelle. Ich habe kaum etwas gegessen und wenig geschlafen, drei, vier Stunden in der Nacht vielleicht. Das genügt nicht, um sich auszuruhen, das genügt für ein paar traurige Träume. Dreimal bin ich in dieser Zeit von Ihnen verhört worden, Frau Kommissarin; und dreimal hat mich mein Anwalt besucht; er ist in dem engen, trostlosen Besprechungsraum auf und ab gegangen, hat Hosenträger getragen und geschwitzt, obschon es eher kalt war, und er hat mich gedrängt, endlich eine Aussage zu den Spuren zu machen, die ich im Zimmer der Toten hinterlassen habe. Ich bin ihm mit gleichgültigem Schweigen begegnet. Ich bin nicht der Mörder, für den man mich offenbar hält, aber ich will mich nicht so verteidigen, nicht mit Paragraphen und Gesetzestexten. Meine Geschichte ist eine mit vielen Irrtümern.

Frau Kommissarin, wenn der Mond in meine Zelle scheinen würde, wäre alles erträglicher. Ich würde mich gegen dreiundzwanzig Uhr ans Fenster stellen und an

meinem Mondbuch schreiben, wie ich es seit über sieben Jahre zu tun pflege. Jeden Abend bin ich auf die Terrasse meiner Dachwohnung getreten und habe meine Beobachtungen über den Mond notiert. War er zu sehen? Schaute er zwischen zerrissenen Wolken hervor? In welcher Phase befand er sich? Stand er als zunehmender Mond östlich der Abendsonne? Oder würde man ihn erst vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel sehen? Seit meinen Kindertagen hinter dem Schlachthaus bin ich auf eigentümliche Weise mondsüchtig. Der Mond sagt, daß es die totale, vollständige Dunkelheit nicht geben kann, deshalb kreist er um die Erde; ohne den Mond würde die Erde sich in unserem Sonnensystem verirren.

Ich habe sogar eine Nacht lang ernsthaft erwogen, ein Gesuch einzureichen: *Verlegen Sie mich bitte in ein Zimmer mit Mondblick, und ich werde alles gestehen.* Natürlich wäre so etwas lächerlich gewesen und hätte mir nur die Visite eines Psychologen oder die erhöhte Besorgnis meines Anwaltes eingetragen, also habe ich es gelassen und mich auf das verlegt, was ich sonst noch vermag, wenn ich ganz und gar mit mir allein bin. Ich höre Musik; zu meinem Bedauern nicht die Mondmusik meiner Kindheit, der Mond ist stumm. Nein, mein Kopf ist wie eine gigantische Empfangsanlage, in der ich alle Musiken gespeichert habe, die mich einmal angerührt haben. Ich kann wählen. Plötzlich höre ich mir alte Bruce-Springsteen-

Stücke an, *There's a darkness at the edge of town*, oder die ganz und gar unvergleichliche Stimme von Jackson Browne klingt in meinem Kopf. Er singt ganz allein, lediglich mit einem fernen Klavier im Hintergrund, und er singt so, als müsse er nur eine Kerze ins Flackern bringen. Aber auch Mozart liegt in meinem Kopf bereit, oder ich kann Beethovens Sechste, seine Symphonie des Frühlings, in der Zelle, die mein Kopf ist, erschallen lassen. Doch jede Musik bietet nur so lange Trost, solange sie erklingt, und danach kennt man die Tiefe von Schweigen und Alleinsein noch genauer.

Frau Kommissarin, auch wenn mein Schweigen es Ihnen nicht verraten hat – Ihre Besuche waren nie unwillkommen. Das liegt an Ihrem strengen Gesicht – ich mag strenge Gesichter –, an Ihrem roten Haar und Ihrem altertümlichen Parfüm. Das erste Mädchen, in das ich mich verliebte, benutzte schon dieses Parfüm. Musik und solche Wohlgerüche haben viel gemeinsam; sie umhüllen einen, verdrehen einem die Sinne und verändern einen für Momente. Ich glaube, ich habe deshalb nie richtig lieben können, weil mir Musik und Gerüche stets viel zuviel bedeuteten, weil ich immer nur den Moment suchte und niemals die Dauer.

Die Geschichte, Frau Kommissarin, die ich Ihnen jetzt erzähle und für die Sie ein wenig Geduld brauchen, begann vor sieben Jahren als eine kleine, scheinbar unbedeutende

Episode. Ich war dreißig. Ich hatte mich wie viele Menschen in diesem Alter an meine innere Leere gewöhnt. Ich verdiente genug Geld, um mir ein paar schlechte Angewohnheiten leisten zu können. Ich trank schon damals zu viel und pflegte dann an teuren Hotelbars einen gewissen trunkenen Zynismus.

Es geschah an einem gewöhnlichen Morgen, kühl und regnerisch und voller Schweigen. Ich habe das Autofahren nie erlernt, es fordert mir zuviel ab, denn ich mißtraue jeder Geschwindigkeit. Daher benutzte ich wie gewöhnlich die S-Bahn und las einen schlechten Roman. Schlechte Romane sind meine Spezialität, aber das wissen Sie vermutlich längst, Frau Kommissarin. Als ich zufällig beim Umblättern einer Seite aufblickte, fingen meine Augen etwas ein: das schöne strenge Gesicht einer Frau, die nicht hier in diesen Zug gehörte. Diese Frau durchbrach das Gesetz eines grauen deutschen Morgens, nicht weil sie besonders bunt oder auffällig gekleidet war, sondern weil sie ein Licht verstrahlte wie ein kalter, ferner Silbermond. Müde sah sie aus, gähnte ein-, zweimal und strich sich anmutig ihre roten Locken zurück. Sie trug eine runde Metallbrille, wie sie vor ein paar Jahren modern gewesen war, und auf ihrer Nase schienen winzige Sommersprossen zu tanzen. Sie war die faszinierendste Frau, die ich jemals gesehen hatte, und sie konnte nicht so namenlos dasitzen zwischen all den gleichgültigen Gesichtern. Ich suchte

sofort in meinem Gedächtnis nach einem geeigneten Namen. Noch nie war ich versucht gewesen, einer Reisenden in einem Zug einen Namen zu geben, und so fiel es mir nicht besonders leicht. Es durfte auch kein gewöhnlicher Name sein. Ein einfacher, aber klingender Name wird am besten zu ihr passen, dachte ich mir. Ich probierte ein paar Namen aus: Sabine, Marie und Hanna. Aber keiner dieser Namen gehörte zu ihr.

Dann, während sie einen Reisekatalog über Italien herausholte und studierte, flog ein Name auf mich zu. Eliza.

Sie hieß Eliza.

Ich ahnte damals natürlich nicht, daß diese Frau, die ich Eliza nannte, ein Wesen der vielen Namen war, daß sie zu gewissen Zeiten ihren Namen mit jedem Monat, jedem Jahr gewechselt hatte. Auch als ich ihren ersten, wahren Namen erfuhr, blieb sie für mich immer Eliza.

Ich behielt Eliza im Auge, unauffällig und verstohlen, aber immer wieder schaute ich in ihre Richtung. Und einmal, als sie scheinbar gedankenverloren von ihrem Reisekatalog aufsah, versuchte ich ihren Blick einzufangen. Kann ein einziger Blick ein Abenteuer sein? Ich hoffte jedenfalls, daß sie mich sah, daß ihre Augen beim Umherschweifen eine Sekunde innehielten. Eliza sollte erkennen, daß ich etwas Besonderes war. Ich war nicht so wie die anderen, die um mich herumsaßen und sich

gleichgültig zu ihrer ebenso gleichgültigen Arbeit fahren ließen.

Aber nichts geschah. Elizas Blick glitt über mich hinweg, als wäre ich gar nicht vorhanden.

Dreißig Minuten währte die Bahnfahrt, die ich jeden Morgen hinter mich bringen mußte. Was kann man in dreißig Minuten über eine stumme Mitreisende erfahren? Ich versuchte mir Elizas Gesicht einzuprägen. Die Form ihres Mundes, die Bewegung ihres Ringfingers, wenn sie sich die Brille ein wenig zurechtschob, oder wie sie einen Finger anfeuchtete, als sie im Katalog blätterte. Überhaupt der Katalog! War sie doch nur eine gewöhnliche Frau, die sich auf ihren Urlaub freute: zweimal im Jahr zum Mittelmeer oder in die Karibik fliehen, um richtig zu leben? Nein, so eine Frau konnte Eliza nicht sein. Sie war eine Frau mit einem Geheimnis, nicht irgendeine Sekretärin oder Arzthelferin, die stets nur an die nächste Urlaubsreise dachte.

Und ihre Augenfarbe? Plötzlich kam mir der Gedanke, daß zu einer wunderbaren Frau auch eine ungewöhnliche Augenfarbe gehörte. Angestregter und auffälliger blickte ich zu ihr hinüber. Hatte sie blaue Augen, oder waren sie vielleicht grün? Da sie mir nicht direkt gegenüber saß, konnte ich es nicht herausfinden; ich bemerkte aber ein kleines Muttermal unterhalb ihres rechten Ohres und eine

gewisse Rötung am Hals. Kam sie gerade aus dem Bett eines anderen Mannes?

Kaum zehn Minuten war ich zusammen mit einer unbekanntenen Frau in einem schmutzigen, stickigen Großraumwaggon, und schon erfand ich eine Welt um sie herum: Ich erfand einen Mann, groß und dunkelhaarig und ein Künstler, Musiker vielleicht, der sie am Morgen mit einem leidenschaftlichen Kuß verabschiedet hatte. Er hatte sie noch einmal ins Bett ziehen wollen, aber Eliza hatte ihn sanft zurückgewiesen; nein, sie müsse gehen, schließlich habe sie diese neue Stellung angenommen und wolle nicht schon am ersten Tag zu spät kommen. Sie verabschiedete sich von ihrem Freund. Er hieß Carlo, oder nein, er nannte sich Duke, weil er ein Jazzpianist war. Zwei Stunden würde er noch schlafen, und dann würde er wieder ins Tonstudio gehen, um neue Stücke aufzunehmen.

War Eliza Lehrerin oder vielleicht Bibliothekarin?

Ihre Hände? Ich mußte ihre Hände genauer betrachten. Hände verraten ein paar der Geheimnisse, die man verbergen will. Eliza hatte recht große Hände; auch auf ihre Handrücken hatten sich ein paar Sommersprossen verirrt, und ihre Fingernägel waren zum Glück nicht lackiert. Ich war erleichtert zu sehen, daß ihre Fingernägel nicht in irgendwelchen modischen Farben leuchteten.

Und dann stand Eliza plötzlich auf.

Ich hatte die ganze Zeit damit rechnen müssen, daß sie von einem Moment auf den nächsten wieder verschwand. Ein kurzer, zwanzigminütiger Auftritt, der allenfalls reichte, um ein flüchtiges Licht in mein dunkles Leben zu werfen.

Eliza schritt zur Tür. Sie bewegte sich anmutig; sie hätte auch eine Tänzerin sein können, wenn es nicht völlig ausgeschlossen war, daß wirkliche Tänzerinnen sich morgens in einen Vorortzug verirrtten. Eliza hatte sich offenbar aus Unkenntnis der Strecke ein wenig zu früh erhoben, der Zug war noch in voller Fahrt. Ich warf ihr ein Lächeln hinterher, aber vergebens. Auch als sie wartend an der Tür stand, schaute sie mich nicht an. Sie strich sich über ihren dunkelroten Rock, so als würde sie gleich jemandem gegenübertreten, vor dem sie unbedingt gepflegt und sozusagen adrett wirken mußte.

Dann wurde der Zug langsamer. Der Fahrer nannte vollkommen unverständlich den Namen der Station. Mein Blick hing wie gebannt an Eliza. Irgend etwas hätte ich tun müssen. Ihren Namen rufen vielleicht, so daß sie den Kopf wandte und mich sah. Eine Tat mußte her, die sie aufhielt, aber ich hatte keine Tat. Ich hatte nur den genauen Blick des unbeteiligten Beobachters, der verzweifelt beteiligt sein wollte. Für einen Moment registrierte ich jede ihrer Regungen ganz genau. Ich hörte den stillen, sanften Klang ihres Atmens, ich hörte ihr Herz pochen, und ich hörte, wie sie mit der Zunge über ihre Lippen fuhr. Alles geschah

ungeheuer langsam. Dann hielt der Zug, die Tür öffnete sich, und dieser Moment der intensiven Wahrnehmung zerriß.

Ich bin ein hoffnungsloser Romantiker. Ich denke an Dinge, die niemals in Erfüllung gehen. In dem Augenblick, als die Frau, die für mich Eliza war, aus der Tür auf den Bahnsteig hinaustrat, senkte ich den Blick. Ich schaute ihr nicht einmal nach, berauschte mich nicht an den wenigen verbleibenden Momenten, als sie an der Bahn in Richtung Ausgang vorbeiging.

Den ganzen Tag dachte ich an sie. Warum hatte sie mich so fasziniert? Waren es ihre roten Haare? Oder war es ihr feingeschnittenes Gesicht mit den Sommersprossen? War es irgendein Duft gewesen, der von ihr ausging, oder die Farbe ihrer Augen?

Nein, sie war eine Frau mit einem Geheimnis; das machte all ihre Faszination für mich aus.

Vielleicht können Sie ermessen, Frau Kommissarin, mit welcher Hoffen und Bangen ich am nächsten Morgen die Bahn betrat. Saß Eliza wieder da? Würde sie es sich zur Gewohnheit machen, jeden Morgen denselben Zug zu nehmen?

Ich hatte mir eine ganz besondere Garderobe zurechtlegen wollen. Ein buntes Hemd, das auffiel? Oder ein Jackett aus Seide? Doch ich begriff, daß all diese Überlegungen wenig Sinn hatten. Ich besaß keine

auffällige Kleidung. Dann dachte ich an einen Satz, mit dem ich sie ansprechen wollte. Ein Satz, den es so noch nie gegeben hatte, der neu und anders war. Am Abend sprach ich sinnlose Sätze in den Spiegel hinein. Ich war mitten in der Lächerlichkeit angekommen. Ein dreißigjähriger Mann, ratlos und einsam, der nicht wußte, wie er morgens um halb neun eine unbekannte Frau ansprechen sollte.

Laß es sein, sagte ich mir dann, lebe dein Leben weiter, und schlage dir diesen romantischen Irrsinn aus dem Kopf. Und überhaupt – Eliza hat einen Freund, und sie hat rote Haare und ein Geheimnis, und dich kann sie nun überhaupt nicht gebrauchen. Ich trank schon damals zuviel Kognak und stand stundenlang auf meiner Dachterrasse und prostete dem Mond zu.

Zitternd betrat ich am nächsten Morgen die Bahn. Mein Herz war alt und jung zugleich. Ich spürte eine Sehnsucht, die jung war, und gleichzeitig eine Hoffnungslosigkeit, die mich altern ließ. Für gewöhnlich suchte ich mir möglichst rasch einen freien Platz, nahm meine Zeitung oder einen Roman und las, ohne darauf zu achten, was um mich herum geschah. Doch nun stieg ich mit hellwachen Augen ein. Ein paar bekannte Gesichter registrierte ich: die Frau mit dem Feuermal, die beiden Türkinnen mit den schwarzen Kopftüchern, der Mann im teuren Anzug, der aussah, als würde er in einer Bank arbeiten. Aber nirgends entdeckte ich einen roten Haarschopf.

Dann eilte ich weiter. Geradezu panisch drängte ich durch die schwere Metalltür, um in den zweiten Waggon zu gelangen. Unwillig schob ich sogar ein Schulkind beiseite, das meinen Weg kreuzte. So kannte ich mich gar nicht. Ich hatte ein Ziel. Zu meinem Unglück erwies sich dieser Wagen als ziemlich überfüllt. Eine Schulklasse mit zwei aufgeregten Lehrerinnen, die unentwegt ihre Ermahnungen riefen, hatte hier Platz genommen. Doch da, inmitten einer Gruppe von jungen Mädchen, saß Eliza. Sie trug eine Sonnenbrille, was sie mir auf Anhieb noch geheimnisvoller machte. Außerdem war sie eleganter gekleidet. Hatte sie gestern noch eine modisch wenig auffällige Kleidung getragen, so sah sie heute aus, als würde sie auf eine Hochzeit gehen. Ich glaube, sie hatte ein weißes Kostüm an, und ihre Lippen leuchteten rot. Hätte sie auch nur einen Augenblick den Kopf in meine Richtung gewandt, ich hätte meine Hand erhoben und sie begrüßt. Aber so geschah nichts. Ich stand zwischen drängelnden, schiebenden Schulkindern, die sich mit Flüchen bedachten und Schimpfwörter zuriefen, und starrte in Elizas Richtung. Eine lange Stille trat in meinen Kopf; es war, als wichen die Geräusche um mich zurück; ich nahm sie zwar noch wahr, aber sie hatten keine Bedeutung.

Ein paar neue Kleinigkeiten fielen mir an Eliza auf. Sie trug einen Ohrring mit einem großen grünen Stein, und sie sprach offenbar Französisch, denn als zwei Schüler sich auf

französisch begrüßten, wandte sie den Kopf und nahm die Sonnenbrille ab. Ansonsten beachtete sie die Gruppe um sie herum gar nicht. Auch für mich hatte sie keinen Blick. Dann kam die Station, an der sie gestern ausgestiegen war, und sie erhob sich, diesmal keinen Augenblick zu früh. Statt sich aber zur nächstgelegenen Tür zu wenden, schob sie sich plötzlich in meine Richtung. Ich konnte ihr direkt ins Gesicht schauen. Sie hatte hohe Wangenknochen und – ich erfaßte es sofort – graugrüne Augen. Da war kein Zweifel möglich; einen Wimpernschlag lang waren meine Augen zwei hochempfindliche Sensoren, die alle Daten des fremden Augenpaares, das vorbeistrich, aufnahmen und analysierten. Graugrün – keine Frage. Doch damit nicht genug. Ich roch auch Elizas Haar, als sie an mir vorbeiglitt. Wonach roch ihr Haar? Es war ein schwerer, herbstlicher Geruch, wie welches Laub, durch das ein noch warmer Wind strich. Ein Geruch jedenfalls, der keinem gewöhnlichen Parfüm zuzuschreiben war.

Ich stand vollkommen benommen da und schloß für einen Moment wirklich die Augen, um ganz mit mir und diesem Geruch allein zu sein. Wenn mich in dieser Sekunde, als Eliza sich an mir vorbeischoob, jemand beobachtet hätte, so hätte ich fraglos einen lächerlichen Eindruck hinterlassen.

Eliza verschwand wie am Tag zuvor, sie eilte zwischen anderen Passanten dem Ausgang entgegen, nur ihr Haar leuchtete rot aus der Menge.

In der Nacht hatte ich Herzschmerzen. Ich stand auf der Dachterrasse, trank wieder zuviel Kognak und starrte den Mond an. Ich redete mit dem Mond, so wie verloren Verliebte das wohl tun, und wünschte mir, daß er Wunder wirken könnte.

Katastrophen wie ein Zugunglück, einen Raubüberfall, ein Erdbeben malte ich mir als glückliche Fügungen aus, die mich Eliza näherbrachten ... Aber all diese Unglücksfälle sind in unseren Breiten eher selten. Ja, werden Sie sagen, Frau Kommissarin, Sie mußten die Angelegenheit eben selber in die Hand nehmen; es kann doch nicht so schwer sein, morgens in der Bahn ein Gespräch anzufangen. Sie haben recht. Ich habe es jeden Morgen auf meine zweifelnde, kraftlose Weise versucht, ich habe mir einen Weg gebahnt, bin durch die Wagen geirrt, um sie zu finden, und dann, in der zweiten und bereits letzten Woche, in der ich Eliza begegnete, geschah es: eine beinahe wundersame Begegnung.

Es war ein glücklicher Morgen gewesen; ich hatte zum erstenmal einen Platz vor ihr ergattert; wir saßen uns also gegenüber. Eliza trug ein cremefarbenes Kostüm, sie sah sehr vornehm aus, und doch wirkte es so, als paßte diese Art Kleidung nicht ganz zu ihr, als spielte sie eine Rolle, die Rolle der jungen erfolgreichen Geschäftsfrau vielleicht. Mittlerweile war Eliza mir vertraut geworden; ich meinte zu sehen, ob sie ausgeruht war oder zu wenig geschlafen

hatte. Ich hatte sogar bemerkt, daß sie eine bestimmte Technik entwickelt hatte, ganz verstohlen ihre Mitreisenden im Blick zu halten, während sie selbst las oder aus dem Fenster starrte. Wieder saß sie mit einem Reiseführer über Italien da. Ich sammelte mich, um sie anzusprechen. Sollte ich den Italien-Freund mimen? Den erfahrenen Weltenbummler, der ein paar gute Ratschläge erteilen konnte? Oder doch den interessierten, aber ahnungslosen Zeitgenossen? Zugegeben, ich starrte sie an. Ich liebte die Rundungen ihres Mundes, das Graugrün ihrer Augen, die sie, anders als die Tage zuvor, nicht hinter einer Sonnenbrille verbarg. Außerdem machte ich eine neue Beobachtung. Ich entdeckte, daß sie die kleinen Finger ihrer beiden Hände lackiert hatte. Sie hatte eine hellrote, irgendwie unernste Farbe benutzt, so wie junge Mädchen es tun, wenn sie sich zum erstenmal die Fingernägel bemalen.

Eliza muß gespürt haben, daß ich sie beobachtete. Einen Augenblick musterte sie mich, aber mit einem Argwohn, der mir in die Glieder fuhr. Hielt sie mich für verdächtig? Verbarg sie gar irgend etwas?

Da fiel auf einmal ein Sonnenstrahl durch das schmutzige Fenster. Irgendwo am Himmel rissen Wolken auf, ein grelles, gelbes Licht drang in unseren Wagen, und Eliza nieste. Eine vollkommen menschliche Regung, die sie aber einen Moment lang hilflos machte. Eliza nahm ihre kleine

dunkelrote Handtasche hervor und suchte offensichtlich etwas: ein Taschentuch. Hastig griff ich in die Tasche meines Jackets und reichte ihr ein schneeweißes Papiertaschentuch. Mir kam es wie eine heilige Geste vor. Das schneeweiße Tuch lag in meiner flachen ausgestreckten Hand. Eliza beugte sich anmutig vor, nahm es mit zwei Fingern, blickte zu mir auf und lächelte mich freundlich an.

Während sie das Taschentuch benutzte, schaute sie mich an. Ihre Augen schienen mich vorsichtig aus all dem namenlosen Raum um sie herum herauszuschneiden, so wie man eine kleine Figur aus schwarzem Papier schneidet. Ich nickte Eliza zu, und ich wußte, jetzt war die Gelegenheit gekommen, um mit ihr zu sprechen. Eine simple Eröffnung war möglich, eine Bemerkung über das Wetter, der sie mit einer kurzen, Einverständnis zeigenden Floskel begegnen konnte.

»Glaubst du, daß dein Italienisch schon gut genug ist?« fragte plötzlich der Mann neben ihr. Ich schrak zusammen. Diese Frage war eindeutig an Eliza gerichtet gewesen. Es war auch nicht wirklich eine Frage, eher eine gelangweilte Bemerkung, deren Sinn sich mir nicht erschloß. Der Mann hatte Eliza bei dieser Bemerkung nicht angesehen; mit leiser Verachtung starrte er aus dem Fenster, als wäre diese unauffällige, eher triste Gegend eine Beleidigung für ihn.

Ich war entrüstet und überrascht. Noch nie hatte ich diesen Mann gesehen, einen dunklen, etwa dreißigjährigen Kerl mit Dreitagebart und langem schwarzem Haar. Bisher war Eliza jeden Morgen vollkommen allein gereist.

Eliza lächelte matt. Dann erwiderte sie etwas auf italienisch, das ich nicht verstand, obschon ich ein wenig Italienisch beherrschte, und bedachte den Mann mit einem flüchtigen, gleichwohl selbstsicheren Blick. Ihre Stimme überraschte mich, sie klang tiefer, als ich es erwartet hatte, ein sanftes Timbre, das von einer gewissen Erfahrung zeugte; ja, sie würde sich von diesem Kerl neben ihr nichts vormachen lassen.

Kaum hatte sie diese kurze Antwort gegeben, setzte Eliza sich mit einer langsamen, routinierten Handbewegung ihre Sonnenbrille auf. Ich wußte, daß meine einzige Chance vorüber war. Dann, als wir an ihrer Station anlangten, nickte sie dem Mann kurz zu. Beide erhoben sich und verschwanden.

Ich schloß die Augen und sah das schneeweiße Papiertaschentuch, und ich sah Elizas Hand mit den beiden in einer Kinderfarbe lackierten Fingern und hörte ihre dunkelsanfte Stimme.

Das war mein erstes Abenteuer mit Eliza. Welch ein Abenteuer – der wortlose Austausch eines Papiertaschentuches, ein flüchtiges Lächeln, der Klang einer Stimme, ein italienischer Satz. Ich spürte, daß es eine

Leere gibt, die Verbrennungen hinterläßt, wenn sie zu groß wird, und ich entschloß mich zu handeln. Etwas mußte passieren. Am nächsten Tag würde ich Eliza folgen. Furchtlos und ohne Scheu würde ich herausfinden, wohin sie ging, wo sie arbeitete, wann sie nach Hause zurückkehrte. Wie ein Detektiv wollte ich mich an ihre Fersen heften und ihr Leben erkunden.

Doch am nächsten Tag fand ich Eliza nicht mehr in meinem Vorortzug.

Sieben Jahre lang blieb sie verschwunden.